

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 43 (1949)
Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen : moderne Literatur ; Aus Geschichte und Gegenwart ; Existenzialphilosophie
Autor: B.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

europas, die nun allmählich doch wissen könnten, was Krieg heißt. Eine Auferstehung, eine Überwindung der Todesmächte in der Völkerwelt müßte daraus erwachsen, die all unser Begreifen überstiege. Aber freilich, das Opfer müßte ihr vorausgehen und jenes Erdbeben, das sieghaft alle Grabeswände zu sprengen die Kraft hat!

1. April.

Hugo Kramer.

BUCHBESPRECHUNGEN

Moderne Literatur

Lörinc Kovai: «Der Feuerkelch», Universum-Verlag, Zürich 1948, 784 S.

Die rote Fahne mit dem goldenen Kelch, das revolutionäre Hussitenbanner, welches in Böhmen nach der Verbrennung Hus' aufflatterte und mit den siegreichen Hussitenheeren in weitere Gebiete getragen wurde, war als Zeichen einer sozialen Revolution einerseits und eines gläubigen Bibelgehorsams anderseits Gegenstand des Hasses und der Furcht auf seiten der Feudalherren und der Kirche.

Während Westeuropa jene Kämpfe nur als Episode in Erinnerung hat, spielen diese im Gedächtnis der Ostvölker eine größere Rolle, und das nicht zu Unrecht, denn aus ihnen haben die späteren Bauernkriege den zündenden Funken erhalten.

Im vorliegenden Roman des Ungarn Kovai, der sich den Hussitenkrieg mit seinen wunderbaren Siegen der Schwachen über die Starken, aber auch mit seinen verzehrenden Parteikämpfen im hussitischen Lager selber, mit der ganzen Roheit jener Zeit, wie auch mit der blutigen Schlußtragödie zum Gegenstand gewählt hat, kommt etwas Ähnliches zum Ausdruck wie bei vielen romanhaften oder dramatischen Versuchen, Massenerlebnisse, Erhebungen revolutionärer Massen darzustellen. Die Handlung löst sich auf in ein oft unübersehbares Chaos einzelner Darstellungen. Die Personen tauchen, da es in ihnen keine wesentliche Entwicklung gibt, in ein ununterscheidbares Grau. Jagende und gejagte Masse, Hast der Geschehnisse, die auch die Sprache hastend macht, Übergehungen wichtiger Charakterzüge und Motive — wie z. B. der eigentlichen evangelischen Grundlagen bei Hus — sind auch hier zu Merkmalen der Darstellung geworden und bewirken, daß das Buch als Roman schwer genießbar wird. Es vermag nur einen Eindruck von der Spiegelung jener Zeit im Empfinden der heute lebenden Nachkommen zu geben; die Zeit selber vermag es kaum lebendig zu machen, dazu war wohl der Gegenstand zu groß. B. B.

Jaques Roumain: «Herr über den Tau». Universum-Verlag, Zürich, 148 S.

Daß erwachende Kolonialvölker sich ihre eigene Literatur schaffen, in welcher der Kampf gegen die außen und innen erwachsenden Hindernisse eine Hauptrolle spielt, versteht sich von selbst, wenn es auch für den Europäer stets eine kleine Überraschung bedeutet, dieser jungen Literatur zu begegnen. Was sich aber gar nicht von selbst versteht, ist die Größe der dargestellten Probleme. Seit die Könige und Helden Shakespeares den kleinen Leuten gewichen sind, sind oft genug auch die Probleme klein geworden. Müßten diese dann nicht geradezu in Unbedeutendheit versinken, wenn

irgendein paar Neger oder Mulatten, seit Jahrhunderten von der Größe des Raumes und des Geistes ferngehalten, zu Gestalten der Dichtung werden?

Jaques Roumain, der haitianische Dichter, von Beruf Archäologe und in seinen letzten Lebensjahren Diplomat, selber ein Farbiger, der europäische Bildung mit der Liebe zu den alteingewurzelten Bräuchen seiner Landsleute verbindet, der den Streik als die große Waffe der Unterdrückten und das Exil als Los der Freiheitskämpfer selber kennt, schildert in diesem Buch den Kampf eines haitianischen Bauernsohnes, der nach Jahren proletarischer Existenz im Ausland in sein Dorf zurückkehrt und die Seinen in müdem Fatalismus gegenüber vernichtender Dürre und dazu noch in zwei bitter verfeindete Lager getrennt wiederfindet. Der Suche nach Wasser und der Versöhnung der Dorfbewohner, damit ein wirkliches Gemeinschaftswerk entstehen könne, gilt das Bemühen. Wohl fällt der Held der Erzählung dem Messer eines eifersüchtigen Rivalen zum Opfer, doch das Werk gelingt, weil die Mutter und die Geliebte des Toten seinen Plan vollenden. Eine zarte Liebesgeschichte ist so verknüpft mit einer Schilderung des heroischen Kampfes gegen Unwissenheit und Vorurteilsbefangenheit.

Der Stoff ist ins Große gewachsen. Religionsgeschichtlich interessante Schilderungen über den unter dünnem christlichem Firnis weiterlebenden afrikanischen Heidentum glauben finden sich neben feinem Humor. Der Held der Erzählung, wie der Dichter selber, hat an Stelle des Christentums, das er nur in einer traurigen Form sieht, den Glauben an das Leben gewählt. Und doch kündigt sich noch Größeres an, denn der Held der Erzählung stirbt für die Versöhnung; seine letzte Handlung ist der Schutz des Mörders um des erstrebten Werkes willen. Daß hier der Glaube an das Leben schlechthin zum Glauben an die größere Macht des Geistes wird, ist immerhin möglich.

Die Darstellung selber fällt durch einen sprudelnden Stil auf, der immerhin nicht ohne europäische Vorbilder zu sein scheint. Wohl darum, weil es beim Erwachen der Farbigen um Begegnungen mit den elementaren Menschenaufgaben geht, kann diese Literatur über die Namenlosen über die Unbedeutendheit kleinbürgerlich europäischer Literatur hinauswachsen; diesem Werk fehlt die Größe nicht. B. B.

Béla Balázs: «Die Jugend eines Träumers». Universum-Verlag, Zürich, 1948, 375 S.

Der als Filmschriftsteller und Journalist bekannte Ungar Béla Balázs erweist sich in der Darstellung seiner Jugend als echter Dichter. Die lyrische Wortmagie Jakobsens wie die der Volksdichtung, und, wie es scheint, besonders auch der ungarischen, eigene Weise, Gefühlsgehalte allein durch Bilder, ohne Gefühlserwähnung zu zeichnen, bestimmen in gleicher Weise die Darstellung. Ohne daß in diesem Knabenleben im Milieu der bürgerlichen Intelligenz verträumter Kleinstädte weltbewegende Dinge geschehen, bildete die Autobiographie Balázs' eines der zartesten und zugleich spannendsten Werke der Gegenwart.

Mit Liebe sind die Menschen gesehen und gezeichnet, die Eltern, deren frohe Geistigkeit in enger Sorgenwelt verkümmert, die Mitschüler und Lehrer, hinter deren Schrullen und Fehlern stets auch das Suchende und Lichte gesehen ist, mit Liebe vor allem das «Volk», die Bauern, Tagelöhner und Kleinhandwerker in ihrer Fron, und die Liebe fehlt schließlich auch nicht bei der Darstellung der Gegenseite, so daß dieses Buch eines Menschen, der aus der bürgerlichen Enge heraus den Weg zum «Volk» suchte, keine Schwarz-Weiß-Malerei darstellt. Es verschweigt auch die großen Niederlagen nicht, die auf den warten, der das Herz dieses Volkes sucht, ohne selber aus dessen Tiefen zu stammen. Der Zielpunkt, dem diese Jugendentwicklung zustrebt, ist die Erkenntnis der Klassenherrschaft und des sozialen Unrechts. Nicht ein von seiner Klasse brutal Verstoßener, nicht ein in der tiefsten Seele Verwundeter kommt zu solcher Erkenntnis, sondern ein seine Umwelt Liebender, der zunächst eher zum egozentrischen Dahindämmern geboren zu sein schien. Träumen, wie dieser Junge träumt, heißt eben nicht, hinstarren auf die über der Wirklichkeit wallenden Nebel, sondern liebend und erkennend hindurchschauen bis auf dieser Wirklichkeit — brüchigen — Grund. B. B.

Langston Hughes: «Vater und Sohn», Unversum-Verlag, Zürich 1949, 61 S.

In der Novelle «Vater und Sohn» des Negerdichters Hughes wird das amerikanische Farbigenproblem als Handlung zwischen einem weißen Großgrundbesitzer der Südstaaten und seinem von einer schwarzen Haushälterin geborenen Sohn aufgerollt und so in die wohl am meisten spannungsgeladene als auch am meisten menschlich erfühlbare Sphäre versetzt. Packend ist nicht nur das tragsche Ende, sondern vor allem, wie auf den wenigen Seiten die Opferung des Menschen, die eben schon lange vor dem Mord und Selbstmord geschieht, knapp und herb geschildert wird. Hughes gilt als der bedeutendste lyrische Negerdichter Amerikas. Die lyrische Begabung, die hier etwa im Gespräch der schwarzen Frau mit dem toten Colonel zutage tritt, vereint sich in der Novelle glücklich mit einem großen dramatischen Können. B. B.

Ernest Hemingway: «In einem andern Land», Steinberg-Verlag, Zürich, 360 S.

Hemingway, bei uns am meisten bekannt durch sein Buch «Wem die Stunde schlägt», gilt als Meister der herben und harten Sprachformen, der mit dem Gewöhnlichsten das Ungewöhnliche, mit dem Harten das Zarte sagen kann. Sein nun ins Deutsche übersetzte Frühwerk «In einem anderen Land» gibt davon keinen Eindruck. Wohl wird einmal der Versuch gemacht, Sentimentalität und Romantik zu verunmöglichen, doch was dann herauskommt, ist eine im Grunde sentimentale und nicht überzeugende Liebesgeschichte am Rande des ersten Weltkrieges. Die versuchte Absage an unwahre Romantik einerseits und an die Kriegswirklichkeit anderseits endet in der Banalität einer am Krieg gerade noch vorbeilebenden und die sentimentale Liebe auf Grund vorhandener Finanzen genießenden Kurgastexistenz. B. B.

Aus Geschichte und Gegenwart

Suzanne Engelson: «Une grande figure de femme de la Renaissance: La Reine Marguerite d'Angoulême, sœur du Roi François!» Genève, Imprimerie J. Guerry 1940, 34 S.

Daß von der Renaissance her nicht nur eine gerade und logische Linie zur Roheit der Bauernkriege und Glaubensverfolgungen führt, und nicht nur eine andere daneben, die zur höfischen Zivilisation des 18. Jahrhunderts und zur Leerheit derselben weist, sondern auch eine Linie, die aus den Tiefen des Menschlichen stammend, zu echter Kultur hinführt, vermag die feine Studie von Suzanne Engelson klarzumachen, welche Margarete von Ferrara als Frau, Dichterin und Beschützerin der Verfolgten zeigt und — was bei historischen Studien ein Vorzug ist — dazu anreizt, die Quellen selber zu erkennen. B. B.

Alice Descœudres: «Helden». Paul-Haupt-Verlag, Bern 1948, 87 S.

Alice Descœudres hat ein echtes Bedürfnis unserer Zeit bemerkt, die Notwendigkeit nämlich, der Heldensehnsucht und Heldenverehrung der Jugend einen tragenden Grund, eine sichere Ausrichtung zu geben. Ist der Begriff des Heldischen so leicht ein Spielball verlogener Romantik oder sturen Kraftmeiertums, so genügt diese negative Erkenntnis nicht, um den aus echter Sehnsucht erwachsenen Begriff neu zu erfüllen. Einfache Darstellungen aber wie die vorliegenden, die Franz von Assisi, Pestalozzi, Beethoven, Tolstoj und Pasteur gewidmet sind, lassen das Bild des Helden größer und wahrer werden. Dieser erste Teil der deutschen Übersetzung von Alice Descœudres französischen Heldenbiographien ist eine dankenswerte Gabe vor allem für die Jugend. B. B.

Egon Erwin Kisch: «Abenteuer in fünf Kontinenten». Universum-Verlag, Zürich 1948, 398 S.

Kisch, der im letzten Jahre in Prag verstorbene «rasende Reporter» ist weder rasend noch nur Reporter gewesen, wie es vor allem in der wertvollen Studie Huperts am Anfang des Buches dargelegt wird. Wohl führen seine Abenteuer ihn tatsächlich in fünf Kontinente, doch bestimmt ihn nicht das Rasen von Eindruck zu Eindruck, sondern der Wille, die die Zeit bestimmenden Ereignisse und Kräfte aufzuspüren, mögen diese nun solche im Weltmaßstab sein — wie im spanischen Bürgerkrieg — oder mögen sie in der Stille, von vielen unbeachtet, spannungs- und zukunfts-trächtig auftreten — wie die Lebensumstände mexikanischer Gummibaumzapfer. Wohl reportiert er seine Erlebnisse. Doch wenn Reportage oft im Wesen Wiedergabe subjektiver Eindrücke und damit verkürzter oder karikierender Impressionismus ist, so tritt hier der Wille zu einer besonderen Objektivität, zu genauem Verstehen der Vorgänge und Verhältnisse hinzu und gibt der Reportage den Charakter der Studie, ohne sie vom Subjektiven zu lösen und ohne sie jemals der Langweiligkeit zu überliefern.

So sind Kischs Erlebnisse, die sich über die Jahre 1910 bis 1945 erstrecken, die Folge eines leidenschaftlichen Willens zur Wahrheit. Die Leidenschaftlichkeit läßt wohl keinen Leser der beschriebenen Ungerechtigkeiten kalt, freilich läßt sie manche Motive verkürzt erscheinen, und manchmal ist die Grenze zwischen dem genial genauen Erfassen von Ereignissen und deren Karikierung fließend. Die Schilderung von van Goghs Borinageerlebnis und die von Lourdes werden, da der Verfasser religiöse Motive nur in ihrer Verzerrung sieht, zu solchen Grenzpunkten.

Wo die öffentliche Meinung ihre Heiligenscheine malt und beschwörend «rühr mich nicht an» spricht, überall dorthin dringen der scharfe Blick und das pointierte Wort dieses Beobachters. Kann er auch der Gefahr der Verzerrung nicht immer entgehen, so doch der anderen Gefahr, der Idealisierung dessen, was er liebt.

Daß man diesem Autor, der die grellen Worte nicht scheut, eine Scheu vor grellen Gefühlen anmerkt, ist vielleicht das Schönste an seiner Schilderung. Ob freilich belebende Impulse von solchen Schilderungen ausgehen können, erscheint zweifelhaft, denn — das ist nun wieder der Tribut an die Reportage — Erlebnisse und Anschauungen, wie die hier geschilderten, müßten durch lange Verarbeitung wachsen und reifen, sollten sie je zum belebenden Worte führen. Hier in der Reportage ist das Erlebte spannend und aufrüttelnd pointiert, im Blitzbild festgehalten, um sofort neuen Erlebnissen zu weichen. Das Wort, das so in die Welt gesandt wird, ist Hornruf und Sturmglockenklang, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

B. B.

Jawaharlal Nehru: «Indiens Weg zur Freiheit», Büchergilde Gutenberg 1948, 624 S.

Fast das ganze umfangreiche Buch ist während Nehrus Gefängnishaft 1934 bis 1936 entstanden. Daß der Autor bei diesem Versuch, leere Stunden zu kürzen und sich selbst über Vergangenes Rechenschaft zu geben, nicht an allfällige Leser gedacht hat, ist der große Nachteil des Buches. In schier unerträglicher Breite wird Wesentliches und Unwesentliches miteinander erzählt. Tritt man ohne literarische Ansprüche nur mit dem Verlangen nach Information an das Werk heran, so ist auch da der Ertrag nicht ohne Mühe zu gewinnen. Die Bedeutung des Verfassers allein ist es, die anlocken kann, Näheres über den Kampf und die Entwicklung dieses indischen Politikers zu erfahren. Man merkt, wie sehr Gandhi eine singuläre Erscheinung war, wie sehr seinen Mitarbeitern und Nachfolgern wohl nicht die Ehrfurcht für den Meister fehlte, wohl aber die diesem eigenen Impulse, die religiösen Quellen seines Geistes. Nehru selber und seine Schicht wurzeln in einer bürgerlichen Intelligenz, von welcher her der Weg zu europäischer oder amerikanischer Mentalität mindestens nicht weiter ist als der zu Gandhi. An Gandhi gemessen, liegt hier Epigonentum vor bis auf einen Punkt, an dem mir Nehru klarer und weiter gesehen zu haben scheint als Gandhi, denn deutlicher als sein Meister erkennt er die wirtschaftlichen Zusammenhänge und

weiß, daß mit dem Spinnrad allein der Kapitalismus der Weißen nicht gebrochen werden kann, daß vielmehr auch für Indien sozialistische Formen der Wirtschaft gesucht werden müssen. Das Sympathischste an diesem Epigonentum ist, daß mindestens Nehru selber ehrlich genug ist, es nicht zu verdecken. B. B.

Existenzialphilosophie

Karl Jaspers: «Der philosophische Glaube». Artemis-Verlag, Zürich 1948, 158 S.

Existenzialismus scheint zum modischen Begriff geworden zu sein. Das passiert Begriffen zuweilen. Auch der Expressionismus verwandelte sich schon einmal aus einer künstlerischen Darstellungsweise zu einem Haar- und Hosenstil. Solche Begriffe werden am ehesten dann modisch, wenn niemand sie versteht. Es gibt verschiedene Formen von Existenzialismus, Jaspers' Philosophie ist nur eine davon. Mit den zwei andern großen Existenzialisten der Gegenwart, Sartre und Heidegger, teilt Jaspers die philosophische Ausgangserfahrung, die Situation des Menschen gegenüber Tod und Sinnlosigkeit. Mit beiden teilt er auch den für die Bestimmung des Menschen wichtigsten Begriff, den der Freiheit als menschliche Grunderfahrung. Die Freiheit erwahrt sich daran, was der Mensch aus den Möglichkeiten macht, in die er durch die Vergangenheit versetzt, durch die Gegenwart geschleudert ist. Die Besonderheit der menschlichen Existenz gegenüber allen andern liegt in diesem Schwung nach vorwärts zu neuen Möglichkeiten hin, die gerade durch das Erfüllen oder Nichterfüllen der alten geschaffen werden.

Anders nun als Sartre, der, von der Nichtexistenz Gottes ausgehend, seine Menschenbilder zeichnet, die gerade dann, wenn Sartre als Dramatiker Großartiges schafft, immer nur Bilder vom versagenden handelnden Menschen sind, anders als Heidegger, welcher, um der Gefahr der Geschichtslosigkeit zu begegnen, auch die deutsche «Geworfenheit» in die «Zeitlichkeit» des tausendjährigen Reiches bejahte, zeigt die Philosophie Jaspers eine lichtere und tiefere Schau innerhalb des Existenzialismus. Das Wesentliche, was er im Menschen findet, ist dessen «gottgeschenkte Selbstverantwortung». Der handelnde Mensch erfährt nach dem Handeln, daß seine Freiheit, ja sein Selbst ihm zugekommen, geschenkt ist. Das Verstehen des dem Menschen gegenüberstehenden, die Gegensätze umfassenden Unendlichen und das Selbstverständnis des Menschen sollen den philosophischen Glauben bauen, welcher «das Umgreifende, das weder nur Objekt noch nur Subjekt ist», erhellen soll. So erscheint als Ziel dieser Art Existenzphilosophie eine neue unmittelbare Erfahrung des umgreifenden Göttlichen.

Hier scheinen auf den ersten Blick die grauen Hintergründe der Sartreschen und Heideggerschen Systeme zu verschwinden. Aber trägt dieser Grund wirklich? Ist «gottgeschenkte Verantwortung» nicht ein bedingtes Gefühl, ein Erziehungsprodukt, dessen Verabsolutierung die Grenzen philosophischen Glaubens überschreitet? Und ist der Satz, daß der Mensch grundsätzlich unvollendbar sei, nicht auch eine bedingte Erfahrung, eine Grenzüberschreitung philosophischen Glaubens, ein Glaube als Zukunftslosigkeit? Der Gott dieses Glaubens ist nur im individuellen Verantwortungsbewußtsein wirksam, und der Mensch dieses Systems ist ein recht abstrakter Mensch. Gerade, wenn wir es als schwerstes Erbe der Vergangenheit tragen, daß der handelnde Mensch unserer Zeit in fremden Räumen lebt, sich selbst fremd wird, kann ein Glaube, der nur wieder auf das abstrakte Individuum hinzielt, keine erlösende Kraft gewähren. Die Jaspersche Philosophie ist wohl die am meisten europäische Form des Existenzialismus, vielleicht auch die tiefste. Glaube aber ist dieser philosophische Glaube nicht, denn er bleibt grundsätzlich zukunftslos, was sich am deutlichsten im Unverständnis für die Welt der biblischen Propheten zeigt. B. B.